

Bulletin der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften 4, 2000. 5-6.

Sprachen in der Schweiz - «Als Kulturwissenschaftler interessiert uns die Differenziertheit und die Vielfalt»

Der Standpunkt von Balz Engler, Professor für Englische Philologie an der Universität Basel und Mitglied des Vorstandes der SAGW

Mit seinem Beschluss, den Englisch-Unterricht auf Kosten des Französischen in den Kleinklassen seines Kantons zu bevorzugen, hat Regierungsrat Ernst Buschor die Diskussionen zur Sprachenpolitik unseres Landes erneut angeheizt. Offensichtlich hat die dadurch entfachte Polemik das Interesse der Philologen der Mitgliedgesellschaften der SAGW geweckt. Balz Engler, Anglistik-Professor an der Universität Basel, Vorstandsmitglied der Akademie und bis vor kurzem Präsident der Schweizerischen akademischen Gesellschaft der Anglisten, hat uns zu diesem Thema ein kurzes Interview gewährt.

Magali Dubois: Herr Engler, was halten Sie von dieser Initiative und wie beurteilen Sie deren Auswirkungen. Könnte sie eine Revision der Sprachenpolitik der Schweiz auslösen?

Balz Engler: Dass diese Initiative böses Blut machte, war wohl nicht nur eine Sache ihres Inhalts, sondern eine des politischen Vorgehens, eine der Rücksichtslosigkeit gegenüber den *compatriotes*; ein scheinbar typisches Beispiel, wie die Deutschschweizer die Romands behandeln (aber auch, wie die Zürcher mit den andern Deutschschweizern umgehen). Sein Vorgehen hat andere, vor allem in der Suisse Romande vorhandene Ängste in den Vordergrund gerückt: dass die eigene Sprache und damit auch die eigene Identität gering geschätzt werden.

Das Hauptargument der Gegner des Zürcher Vorgehens ist oft die Gefährdung des nationalen Zusammenhalts. Ist dies in Ihren Augen eine berechtigte Angst?

Überhaupt nicht. Mir sagt der guteidgenössische Brauch in nationalen Institutionen, dass alle ihre Muttersprache sprechen dürfen (obwohl er für die Deutschschweizer nur begrenzt gilt) sehr zu; oder noch besser, dass man die Achtung gegenüber dem andern zeigt, indem man seine Sprache verwendet. Im Geschäftsleben ist er am Schwinden; da setzt sich, wie in den meisten Ländern, die mehrsprachig sind, eine gemeinsame Verkehrssprache durch, eben Englisch, bzw. Amerikanisch. Auch hier scheint mir die Sprachenfrage ein anderes Problem zu überdecken: die Angst davor, dass in einem vereinten Europa, in dem ja die Regionen an Gewicht gewinnen, die Schweiz als Nation nicht mehr gebraucht werde. Ich habe aber nicht den Eindruck, dass die bisherige Sprachenpolitik Wesentliches dazu beitragen kann, dieses Problem zu lösen. In vielen Fällen führt das Bewusstsein, dass man die andere Sprache aus staatspolitischen Gründen lernen muss, dazu, dass man diese nicht besonders mag. Das ist kontraproduktiv. Und es geht ja in erster Linie darum, dass man sich etwas zu sagen hat, nicht, wie man es sagt.

In den Medien wird Englisch oft „die Sprache Shakespeares“, genannt. Ist dies eine treffende Bezeichnung? Im gegenwärtigen Kontext ist eher eine „Amerikanisierung“ des Unterrichtes sowie ein sehr beschränkter Zugang zur englischen Sprache zu befürchten.

Das Englisch, das weltweit um sich greift, ist nicht die Sprache Shakespeares, sondern die von Hollywood, Coca Cola und Microsoft. Und die Fachsprachen der Informatik und der Wirtschaft braucht man an

der Schule nicht zu lehren, das lernen die Leute, indem sie sich mit diesen Dingen auseinandersetzen.

Erziehungsdirektoren und verschiedene Politiker haben sich zu dieser Kontroverse geäußert. Wurde auch im akademischen Umfeld darüber diskutiert? Sehen die Abteilungen für Anglistik an unseren Universitäten in dieser Entwicklung eine vielversprechende Zukunft?

Besonders viel ist meines Wissens an den Universitäten nicht darüber diskutiert worden; das Problem wird vor allem als eines der Schulen gesehen. Aber auch an den Hochschulen werden natürlich vermehrt Kurse auf Englisch angeboten, nicht nur in den Naturwissenschaften. Als Englisch-Dozent hält man sich in der Diskussion zurück, weil man leicht falsch verstanden werden könnte. Aber wir sehen in der Entwicklung nicht schöne Aussichten für uns, sondern eine Verpflichtung. Als Kulturwissenschaftler interessiert uns die Differenziertheit und die Vielfalt. Insofern ist ein amerikanischer Einfluss, der alles plattwalzt, für uns ebenso eine Bedrohung, und wir sehen es als unsere Aufgabe, auch andere Formen englischsprachiger Kultur zu vermitteln, eben zum Beispiel die, welche mit dem Namen Shakespeare verknüpft wird.

Welchen Beitrag kann unsere Akademie zu dieser Diskussion leisten?

Sie sollte sich nicht auf das Deklamatorische einlassen. Sie kann dem Gespräch dienen, indem sie mithilft, dass es differenziert und kompetent geführt werden kann. Die Kräfte dazu sind in ihren Mitgliedsgesellschaften vorhanden.